Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion : [1. Teil]

Autor(en): **L.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **11 (1928)**

Heft 13

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-407578

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BERN, 15. Juli 1928. DER Nr. 13 - 11. Jahrgang

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Postfach Zürich 18 Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

„So wie niemand zum Glauben gezwungen werden kann, so auch niemand zum Unglauben."
Siegmund Freud.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnerstr. 14a Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc. Tarif auf Verlangen zu Diensten

Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion.

Die Literatur über diesen grossen Mann füllt ganze Schränke in den Bibliotheken, so dass es leicht jedermann möglich sein kann, sich in die eine oder andere Seite seiner grossen und bahnbrechenden Tätigkeit Einblick verschaffen zu können. Daher soll an dieser Stelle als Leitmotiv in der Beziehung Napoleons I. zu der Religion darauf verzichtet werden, Literaturangaben zu machen. Viel besser illustrieren drei Zitate anderer grosser Männer diese Verhältnisse und enthüllen uns rascher den Kern der ganzen Frage.

Friedrich der Grosse sagt irgendwo: »Die Religion ist eine alte Maschine, die sich nie abnutzt, die man jederzeit gebraucht hat, um sich die Treue der Völker zu sichern und die Widerspenstigkeit der menschlichen Vernunft zu zügeln.«

Und der grosse deutsche Philosoph Schopenhauer sagt: »Wenn die Religionen den Fortschritten der Menschheit in der Erkenntnis der Wahrheiten oder der Weiterentwicklung des modernen Staates sich entgegenstellen wollen, so müssen sie an die Leine genommen werden.«

Ein Aristokrat und Zeitgenosse Napoleons I., einer seiner grössten Gegner, Chateaubriand, sagt in seinem Werk über den grossen Korsen: »Wenn man, wie ich, Washington und Napoleon begegnet ist, was bleibt mir nach dem Trauerwagen des amerikanischen Cincinnatus und dem Grabe von St. Helena noch der Betrachtung wert?« Dieser Ausspruch ist denjenigen für ihr Stammbuch gewidmet, welche den grossen Mann klein machen wollen.

Alle diese Aussprüche passen so recht in das Bild von Napoleon I., soweit es seine Stellung zur Religion und zum Kirchentum betrifft. Wenn an dieser Stelle über diesen Mann und seine religiöse Auffassung, sowie über seine praktische Tätigkeit und deren Auswirkung bis zu unserer Zeit in dieser Beziehung gesprochen wird, so kann man etwas erstaunt sein. Man ist ja gewohnt, von Napoleon meistens nur als von »Schlachtenkaiser« zu sprechen und vergisst dabei ganz, dass seine militärische Tätigkeit nur eine Seite seines Schaffens ausmacht, dass daneben aber ganz andere Qualitäten seines Wirkens vorhanden sind, die wir im staatlichen Leben auch heute noch verspüren können. So war der Code Napoleon in unserem schweizerischen Jura Staatsgesetz, bis er durch das neue schweizerische Zivilgesetz abgelöst wurde, nämlich bis zum Jahr 1912. Von all' diesen Tätigkeiten soll auf eine speziell eingetreten werden, die uns als dogmenfreie Menschen vor allem interessiert und die uns darüber Aufschluss gibt, dass Napoleon Bonaparte sich des Nutzens und der Gefahr der Kirche — des Staates im Staate — nur zu bewusst war und sich daher gut darauf eingestellt hatte. Er war überzeugt davon, dass nichts gefährlicher ist, als ein Theologe, der über äussere Macht zu gebieten hat, wofür die Geschichte des Papsttums und seiner Kirche einwandfrei Zeugnis ablegt.

Die drei Bannbezirke im Leben, welche mehr oder weniger das Einzelindividuum, den Menschen mit Beschlag belegen, sind: Gesellschaft, Staat und Gott und inbegriffen speziell in dem letzten Begriff: Religion und Kirche. Uns interessiert davon, soweit es Napoleon betrifft, Staat und Gott, da der Begriff: Gesellschaft als Vorläufer des Staates einer früheren primitiveren Daseinsform angehört. Erst das »Zoon politikon« des Aristoteles, als Träger des staatlichen Bewusstseins, das »Politische Tier« als höhere Entwicklungsstufe des »Herden-Tieres« der früheren primitiven Daseinsform, interessiert uns bei unserer Betrachtung, weil es in der staatlich-schöpferischen Sphäre ihren Ausdruck findet. Da beginnt der Trieb der Einzelseele, über sich hinaus in eine schöpferische Erweiterung ihres Daseins vorzudringen. Je schärfer und tiefer sie ihr individuelles Gesicht in diese überindividuelle Geistesform einprägen kann, um so mehr nähert sie sich der Schöpfervollkommenheit, die ihr nach ihrem Wesen zukommt. Wer nun den geistigen Weltausdruck seiner Zeit ganz in seine Person zu bannen vermag, sich das überindividuelle Geistesgebilde »Staat« ganz dienstbar zu machen versteht, ist der Heros, der im Altertum als Halbgott zwischen Mensch und Göttern stand (Cäsar, Augustus). Von dem Nachäffer Mussolini wollen wir hier nicht sprechen. Eine solche Einzelseele war zweifellos Napoleon Bonaparte. Er hat den staatlichen Kreis des überindividuellen Seins bis zu seinen äussersten Grenzen mit seiner individuellen Vitalität durchlebt und erfüllt. Von diesem Gesichtspunkt aus — dem Heros des Altertums — bestimmt sich auch sein Verhalten zu Gott, zur Religion und zur Kirche. Er stellt sich, von dem göttlichen Dasein durchdrungen, ebenso gegen die Leugner eines metaphysischen Gottes, wie gegen die kirchliche Staatsmacht. Für Napoleon ist der attributlose Gottesglaube das tiefste Grundgesetz des staatlichen Zusammenhanges. Darin fasst sich seine vielgestaltige Natur als gegebene Einheit zusammen und auf diesem Fundament ruht seine grosse Leidenschaftlichkeit. Als ein angeborenes Bedürfnis nimmt er auch sekundär die Religion an. Wir würden heute modern sagen: aus Atavismus und Determinismus, d. h. von den Vorfahren in der Keimanlage vererbt und durch die Umgebung beeinflusst. Dabei denkt er an die grossen Menschheitsfragen, dem »Woher« und dem »Wohin«, und auf diese baut er seine persönliche Weltanschauung, resp. Religion auf. »Auch ich bin Philosoph,« sagte er, »und ich weiss, dass in keiner Art von Gesellschaft, mag sie sein wie sie wolle, ein Mensch tugendhaft und gerecht heissen kann, wenn er nicht weiss, woher er kommt und wohin er geht.«

Für Napoleon ist der Glaube nicht nur ein Erfordernis für den Zusammenhang der menschlichen Gesellschaft, sondern es ist für ihn eine Hoffnung, ein Rettungsanker für die Unglücklichen. So sagte er zu Volney: »Das Volk braucht eine Religion, und vor allem hat es Glauben nötig.« Mit dem Fragen nach dem »Woher« und »Wohin« gibt sich der Mensch auch schon eine Antwort, die lautet: »Gott«. »Je mehr man in die Geheimnisse der Natur eindringt, um so sicherer endet die Forschung im Dasein eines Gottes,« sagte er. Ist diese Auffassung nicht eine monotheistische, die strenge eindeutige Bestimmung Gottes in seiner Unbestimmtheit, in seiner gänzlichen Attributlosigkeit, als blosse Daseinsform gedacht? Alle weiteren Zutaten sind seiner Auffassung nach nur willkürliches Menschenwerk, sagt er doch ausdrücklich: »Die Religionen sind Menschenwerk, sind offenbar alle Kinder der Menschen.« So besteht der Gottesglaube bei Napoleon nicht als eine Glaubensform, sondern als primärer Gefühlswert in seinem Innern als ein unantastbarer Besitz. Die Glaubensformen, die Religionen dagegen unterliegen der jeweiligen menschlichen Entwicklung.

Daher konnte er auch in verschiedenen Abschnitten seines Lebens mit dem Gedanken spielen, seine angestammte Religion zu ändern, z. B. in Aegypten Mohammedaner, vor dem Konkordat Protestant zu werden. Wenn er Katholik geblieben ist, so fallen dafür ganz andere, besonders staatliche Gründe in Betracht. So sagte er während den Konkordatsverhandlungen: »Man wird behaupten, dass ich Papist bin, ich bin aber gar nichts, ich war in Aegypten Mohammedaner, hier werde ich zum Wohle des Volkes Katholik sein.« Ob nicht Goethe mit seinem Pantheismus hier von Einfluss gewesen ist? Man weiss ja, dass sie miteinander verkehrt haben. Für die geschriebenen Dogmen der Kirche hatte er kein Verständnis. Ein Beispiel dafür ist ein Ausspruch auf St. Helena: »Ich bin weit davon entfernt, Atheist zu sein, aber ich kann nicht glauben, was man mich unter Missachtung meiner Vernunft lehrt, das Gegenteil wäre Lüge und Heuchelei.« Die Glaubenslehren der Kirche haben schon dem ersten Ansturm seiner Verstandeskräfte nicht standhalten können, dagegen ist ihm bis an sein Lebensende die Gottesidee in ihrer unbestimmbaren attributlosen Form nie abhanden gekommen. Der Mangel an Gottesglauben stellte für ihn das Dasein von Mensch und Staat in Frage. Die Freimaurer bezeichnete er als: »Leute, die zusammenkommen, um gut zu essen und sich zu amüsieren«. Den Wissenschaftlern, wie Lalande, welche den Atheismus vertraten, trat er in schroffster Weise entgegen. An seinem Hof hatten dieselben keinen Zutritt. Die Freimaurer benützte er nur politisch gegen den Papst. Napoleon trat für die Gottesidee aus rein persönlichem Gefühlsdrang ein, um die Religionsformen kümmerte er sich wenig, solange sich dieselben nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischten. Niemals hat er Protestanten, Orthodoxe, Juden, Mohammedaner um ihres Glaubens willen verfolgt, sondern sie seinem Staatswesen eingegliedert und dies nicht nur aus Staatsrücksichten, sondern ebensosehr auch aus Gleichgültigkeit gegen die einzelnen Glaubensformen. Wichtig war ihm dabei immer nur das zentrale Bekenntnis zum Gottesbegriff. »Wenn ich religiös wäre, hätte ich wohl das, was ich getan habe, gar nicht tun können,« das ist sicherlich das Tiefste von allen seinen Geständnissen. Also nur die Anerkennung des Gottesbegriffes machte ihm die Religionen geniessbar. Wiederholt spricht er den Juden den Ruhm zu, tausend Jahre vor den anderen Völkern das Dasein des einen lebendigen Gottes erkannt zu haben. Deshalb auch gewährte er dem Kloster auf dem Berge Sinai seinen ganz besonderen Schutz und erwähnt dies in seinem Tagesbefehl vom 19. Dezember 1798 mit den Worten: »Aus Ehrerbietung vor Moses und der jüdischen Nation, deren Kosmogenie uns die entferntesten Zeiten vor Augen führt.« Islam und Koran scheinen ihm ganz speziell am Herzen zu liegen, die unmittelbare Sinnenkraft dieser Religionen führte ihn sogar dazu, ihr den Vorzug vor dem den Leib zu Gunsten der Seele abtötenden Christentum zu geben, Moses und Mohammed waren in seinen Augen Führer des Volkes, die Gesetze gaben und damit die staatlichen Angelegenheiten ordneten, Christus dagegen war nur ein Prediger. Vor allem hat Mohammed mit dem Schwert — da dringt der Militär Napoleon im Unterbewusstsein durch — in fünfzehn Jahren die Welt für seinen Gottesglauben erobert, während das Christentum doch dreihundert Jahre dafür gebraucht hat. Dabei aber steht Christus doch bei ihm in grösster Achtung, nicht der Christus der Dogmenkirche, sondern der Christus der Urkirche. Er erklärte auf St. Helena einmal, dass er überzeugt sei, wenn Alexander der Grosse und Napoleon von der Weltgeschichte vergessen wären, man doch noch von Christus sprechen würde, allerdings von dem Christus der Urkirche, nicht von dem der Dogmenkirche. Mohammed besonders wird von Napoleon verehrt deshalb, weil seine Religion zugleich staatliches Handeln und staatliche Autorität enthielt. So steht Napoleon ausserhalb jeder Religion, steht aber mit seiner ganzen Persönlichkeit für den attributlosen Gottesbegriff ein, weil derselbe autoritativ für ihn, d. h. für seinen Staat sich manifestierte.

Da ist der Ort, seine Auffassung mit der eines Friedrich des Grossen in einen Vergleich zu bringen. Durchaus auf dem gleichen Standpunkt stehen beide in ihrer prinzipiellen Auffassung über die Religionen. »In meinem Staat kann jeder nach seiner Fasson selig werden,« sagt Friedrich, und Napoleon legt den verschiedenen Religionen kein Hindernis in den Weg, solange sie sich nicht in den Staat hinein mischten. Wie steht es aber mit dem Gottesglauben dieser beiden grossen Männer? Den Standpunkt von Napoleon haben wir soeben erläutert und gesehen, dass er darüber keine einwandfreie, abgeklärte Meinung hatte, für ihn war Gott etwas Unbestimmtes, ein mehr Gefühlsmässiges, in Verbindung mit der Natur. Und nun Friedrich der Grosse? Auch er ist in Widersprüchen stekken geblieben, er glaubt nicht an den christlichen, wohl aber an einen philosophischen Gott, den er nicht von der Welt getrennt, aber auch nicht als reinen Geist sich denken kann, weil er sich von seinem Wesen, das keinen Raum einnimmt, also nirgends existiere, keine rechte Vorstellung machen konnte. Dabei schliesst er aber doch aus der angeblichen Zweckmässigkeit der Welt und aus dem Wesen des menschlichen Geistes auf ein höchstes Wesen. Also, Sie sehen klar, dass beide grossen Männer auch bezüglich des Gottesbegriffes im Grunde genommen auf demselben Boden stehen. Es scheint daher die Annahme berechtigt, wenn wir an dem dritten Geistesheros der damaligen Zeit, an Goethe denken, dass alle drei im Prinzip eine pantheistische Gottesidee hatten. Ob dies nicht ein Ausfluss der damaligen Zeitströmung war, ist eine weitere Frage für sich.

Trotzdem aber Napoleon der Religion als solcher indifferent gegenüber steht, so bleibt er doch ein entschiedener Parteigänger seiner ihm angestammten Glaubensformen und zwar allerdings nur aus rein äusserlichen Gründen. Und da, gerade weil der Katholizismus frei ist von Seelensubstanz und die Seele des einzelnen Anhängers kaum in Anspruch nimmt, da-

Feuilleton.

Die Entstehung der Welt im Glauben der Völker.

(Schluss.)

W. A. Rn. Gehen wir in den semitischen Kulturkreis über, zunächst zu den Babyloniern. Nach den 1873—75 in Kujundschik an der Stätte des alten Ninive im heute wieder umstrittenen Irak von George Smith ausgegrabenen Tontafeln existierten zuerst die beiden Chaosmächte Mummu und Tiâmat. Diesem Paar entsprangen dann die jüngeren Götter als Naturkräfte und gesetzmässig ordnende Gewalten unter Führung von Marduk. Ein furchtbarer Kampf zwischen ersteren und letzteren entbrennt, der mit Vernichtung des Chaos endet. Aus der Leiche der Tiâmat schuf Marduk die Erde und verteilte die Obliegenheiten der andern Götter, um zuletzt aus seinem Blute und Bein den Menschen zu erschaffen. Wie wir sehen, standen die Verfasser der Bibel bereits unter dem Einfluss der babylonischen Ueberlieferung.

Was die Phönizier, diese grosse Seemacht des Altertums, betrifft, so sind über deren Schöpfungsmythen nur spärliche und unsichere Berichte zu uns gelangt. Aus diesen lassen sich folgende Prinzipien herausschälen: Von Anfang an bestanden eine Urmasse (Chaos) und Luft (Pneuma), letztere als geistiges Lebensprinzip. Beide zusammen erzeugen Pothos (Liebesverlangen), und daraus entsteht das Weltei, das sich dann zur vollendeten Welt entwickelt.

Schwierig ist es, aus der altägyptischen Religion und Ueberlieferung eine Schöpfungsgeschichte herauszuschälen, da die betreffenden Mythen je nach der Lokalität sehr verschieden sind. Nach derjenigen von Heliopolis z. B. lagen Himmel und Erde in enger Verschlingung, Schu (der Luftraum) trennte sie dann, und die Sonne begann ihren Lauf. Queb und Nut produzieren dann Osiris, den Gott des fruchtbaren Landes und des Nils, nebst Set, den Gott der Wüste, sowie Isis und Nephthys, und die Welt ist beisammen. Aehnlich den Griechen gab es daneben eine Reihe von privaten auf philosophischer Spekulation beruhenden Hypothesen.

Von den Ueberlieferungen der Slawen aus vorchristlicher Zeit ist nichts auf uns gedrungen, spätere Schöpfungssagen sind ausgesprochen christlicher Herkunft und handeln von Gott, dem Satan und Engeln und können daher hier übergangen werden.

Nach den finnisch-türkischen Ueberlieferungen existierten von Anfang an ein Urmeer, Götter und merkwürdigerweise Vögel. Die Welt ist nach den einen aus einem Entenei, nach anderen aus vom Grunde des Urmeers durch den ersten Menschen heraufgeholter Erde entstanden. Viele dieser Sagen haben aber deutlich christliche Anklänge.

In China ist ebenfalls ausser aus dunklen Quellen stammenden vereinzelten Märchen nicht viel über die Schöpfungsgeschichte aufzutreiben. Es ist nicht zu vergessen, dass die namentlich für ihre Zeit sehr hoch stehende Lehre des Konfuze in ihrer reinen Form ein wissenschaftliches philosophisches System und keine Religion ist, das sich bei seiner sachlich-kritischen Art möglichst vor Spekulationen und Phantastik hütete. Und da der damalige Stand der exakten Forschung ein Eindringen in die Geschichte der Schöpfung nicht erlaubte, war Konfuzius so vorsichtig, auch keine Mythen darüber aufzutischen. In anderen Ueberlieferungen aber taucht wieder das berühmte Weltei, aus dem Chaos bestehend, auf. Das Helle und Reine darin wurde dann zum Himmel, das Schwere und Trübe zur Erde. Oder die Welt wurde aus dem vom Gotte Yü getöteten neunköpfigen

gegen aber mit der vollen Kraft der sinnlichen Einrichtungen und Gebräuche nach aussen hin manifestiert, passt ihm diese Richtung, indem sie seine innerste Auffassung von einem attributlosen Gott in keiner Weise touchierte. Dabei wurde diese Seite noch mächtig unterstützt durch Boden und Blut seines Stammes. Korsika und das Elternhaus in seiner Mutter Lätitia und seinem Oheim Luzian, dem Archidiakon an der Kathedrale von Ajaccio, besorgten dies gründlich. Beide sind typische Vertreter der südländischen Art von Katholizismus, welche der nordischen Auffassung gegenübersteht, indem sie sich nicht in die tiefsten Probleme geistig zu versenken sucht, sondern nur die überlieferten Formen übernimmt und die vorgeschriebenen Weihehandlungen ausführt: eine sinnliche Form von Religion entsprechend der südlichen Landschaft in Anlehnung an die letzten Reste vergangener heidnischer Zeiten. Dabei hat speziell Korsika mehr, als anderswo, in Luft und Boden die Triebkräfte antiker Kulturbildungen fast unversehrt in die neue Zeit hinübergerettet. Hier war der Kultus des Christengottes dem der heidnisch-sinnlichen Religionen am nächsten geblieben, in seinem Wesen ganz von der naiven Verehrung seiner Heiligen, ihrer kindlichen Aeusserungen und Devotionen analog den alten Götterkulten befangen. Napoleon nahm seine religiöse Nahrung mehr aus dem Boden und der Luft Korsikas, aus den heimatlichen Bräuchen und Stammesüberlieferungen, als aus der Ferne, sagen wir aus Rom, der Hochburg des Katholizismus. Daher ist für ihn die ganze Sache mehr die Ausübung eines reinen Augen- und Ohrenkultus, viel eher eine Stammesgewohnheit. Das Schlagen des Kreuzes, das Läuten der Glokken sind ihm als dauernde Vergegenwärtigungen des Kirchenglaubens geblieben. So sieht man Napoleon in vielen schwierigen Lagen seines Lebens ganz triebhaft das Zeichen des Kreuzes über sich machen, genau so, wie es auch ein ganz einfältiger Südländer zu machen gewohnt ist. Was die Glocken für ihn bedeuten, überschreitet jegliches Mass, in ihnen wirkt durch die Macht des angeblichen Sinneseindruckes hindurch die ganze Kraft seiner Kindheitserinnerungen und damit ihr lebendiger Glaubensinhalt. Auf St. Helena entbehrte er vor allem den Klang der Glocken: »Ich kann mich nicht daran gewöhnen,« sagte er, »die Glocken nicht mehr zu hören; niemals hat der Klang einer Glocke mein Ohr getroffen, ohne meine Gedanken auf die Eindrücke meiner Kindheit zurück zu lenken.«

Als dem Glauben seiner Kindheit, als dem Glauben seiner Heimat, als dem Glauben seiner Ahnen bekennt sich Napoleon zum römisch-katholischen Christentum. Er sagt es selbst auf St. Helena, dass diese stammhafte Zugehörigkeit zum Katholizismus, die Erinnerungen seiner von ihm durchtränkten Kindheit den Ausschlag gegeben haben, als er vor dem Konkordat im Begriffe stand, die Religion in Frankreich zu erneuern und man ihm von vielen Seiten den Protestantismus aufzudrängen suchte: »Ich hing tatsächlich an der Religion meiner Kindheit.« Deshalb hält er, wie sehr er selber später den Sakramenten auswich, am Wert der ersten Kommunion und der Firmung für die Jugend fest. Daher fängt sein Testament mit dem Satz an: »Ich sterbe in der apostolischen und römischen Religion, in der ich geboren bin.« Daher ist es auch zu verstehen, wenn er die Auffassung vertritt, dass jeder Mensch in der Kirche desjenigen Kultus beigesetzt werden sollte, zu dem er sich bekannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. L. B.

Die Gegenwartsprobleme der protestantischen Theologie.

4. Die Bibeloffenbarung und der heutige Mensch.

(Schluss.)

Dr. E. H. Die Wissenschaft im Allgemeinen, die Naturwissenschaften im Besonderen haben durch ihren ungeahnten Aufschwung den Glauben gezwungen, sich gewisser Reste von (primitiver) Wissenschaft zu entledigen, nicht, um sich auf sein Gebiet zu beschränken — denn der Glaube ist universell — sondern um sich die Art und Weise seiner Beziehung zu allem Seienden deutlicher zu machen. Da Wissenschaft es nur mit der Erforschung der raumzeitlichen Dinge und Begebenheiten zu tun hat, können die Forschungen dem Glauben gar nicht gefährlich werden; der Glaube hat sich auch gar nicht in diese Dinge einzumischen. Die bedenklichste aller theologisch-apologetischen Künste aber ist es, sich mit Vorliebe in den Lücken der wissenschaftlichen Theorien anzusiedeln. Sind sich beide Gebiete, Glaube und Wissen, ihrer Kompetenzgrenzen klar bewusst, so ist es unmöglich, dass irgend eine der wesentlichen Positionen des christlichen Glaubens durch die Veränderungen des wissenschaftlichen Weltbildes in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Der Konflikt des Glaubens mit der Wissenschaft ist nie ein schwerer, nie einer, der aufs Zentrale geht. Dieser schwere Kampf aber wird ausgefochten zwischen Philosophie und Glauben. Nicht die Wissenschaft selbst, wohl aber die Vernunftautonomie, die falsche Einschätzung der Wissenschaft ist der grosse Gegner des Glaubens, jener Wissenschaftsmonismus und Aberglaube an eine Wissenschaft, die alle möglichen Erkenntnisse in sich schliesse. Ueber die Unrichtigkeit dieses Wissenschaftsmonismus würde jede besonnene Methodenlehre oder Erkenntnistheorie Aufschluss geben. Schon in Bezug auf die Bibel sollte dieser methodische Monismus zurückgedrängt werden und Platz lassen einer über allen andern Einzelwissenschaften stehenden Wissenschaft, die nun von den Voraussetzungen der Bibel selbst ausgeht, die die Bibel erforscht unter dem Gesichtspunkt der besonderen Offenbarung. Das wäre eine theologisch-biblische Wissenschaft, und ihr methodisches Kriterium wäre dasselbe wie für alle andern Wissenschaften auch: Streng methodische Durchführung dieses Prinzips.

Drachen gebildet. Oder 5 Alte (5 Elemente) setzten das Chaos schöpferisch in Bewegung etc.

Die vorkonfuzianische und vorbuddhistische Ueberlieferung Japans, wie sie im Kojiki und Nihongi (im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) aufgezeichnet sind, bestehen aus einem üppigen Rankenwerk sehr phantastischer Göttergeschichten und ditto Liebesromanen, aus denen man nur leise Spuren einer Schöpfungsgeschichte herauslesen kann, und die ich deshalb hier der Kürze halber weglasse.

Wenden wir uns nach Amerika. Bei den nordamerikanischen Indianern begegnen wir einer Masse von Schöpfungsmythen. Interessant ist die Aehnlichkeit vieler derselben mit denjenigen des finnisch-turanischen Kulturkreises, wonach ebenfalls, und zwar diesmal stets von einem Tier, Erde aus dem Grunde des Urmeers heraufgeholt und daraus die Erde geschaffen wird. Auffallend ist die Aehnlichkeit vieler derselben mit dem finnisch-turanischen Sagenkreis. Auch hier das Heraufholen von Erde aus dem Meeresgrunde, aber stets durch Tiere. Tiere spielen überhaupt bei allen diesen Schöpfungsmythen eine grosse Rolle, ein Hinweis auf den unbewusst richtigen Glauben, dass die Menschen von Tieren abstammen. Bei vielen Stämmen gibt es ausserdem noch eine Anzahl von abweichenden Sagen, die aufzuzählen hier zu weit führen würde.

Die altamerikanischen Völker der Tolteken, deren Nachfolger die Azteken, die Maya und Inkas, besassen bekanntlich eine sehr hochstehende Kultur, die aber von den spanischen Eroberern samt ihren Trägern im Namen des Christentums auf beispiellos bestialische Weise ausgerottet wurde. Es ist dies eines der schwärzesten Kapitel der Weltgeschichte. Zufolge dieser gründlichen Ausrottungsarbeit ist aus deren Literatur und Ueberlieferung wenig übrig geblieben. Immerhin sind verschiedene religiöse und Schöpfungsmythen bekannt geworden. Der Merkwürdigkeit halber sei daraus nur erwähnt, dass die mexikanischen Azteken, die damals leider noch keinen Calles besassen, um sich gegen die Eindringlinge zu wehren, bereits an vier Zeitalter glaubten, die dem unserigen vorausgegangen seien: Das erste das Zeitalter des Wassers mit Vorherrschen der Fische, dann das der Luft mit Affen (verwandelten Menschen), das der Vögel und das der Erde mit einer Art Riesen, von denen dann die eigentlichen Menschen abstammen. Der ganze Glauben sieht aus wie eine Ahnung von moderner naturwissenschaftlicher Erkenntnis und der Schöpfungsgeschichte, wie sie uns die moderne Geologie tatsächlich lehrt. Unter den anderen Mythen kommt auch eine Sintflut vor, verursacht durch Verschulden der Menschen.

Primitiver und mit biblischen Einflüssen durchflochten sind die spärlichen Schöpfungsmythen der heutigen Indianer Südamerikas. Die Tiere werden vom Schöpfer als Zweige von einem Baume geschnitten. Auch eine Sintflut kommt vor mit einer Ratte mit Maiskolben statt der Taube mit dem Oelzweig als Friedensboten.

Forschen wir nach dem Schöpfungsglauben unserer Gegenfüssler, der Urbewohner von Australien, Ozeanien und der Malaien, so sind wir überrascht, dieselben doch nicht ganz so primitiv zu finden, wie es manchem auf den ersten Blick scheinen möchte. Dem Charakter der Südseeinsulaner entsprechend, befinden sich ganz liebenswürdige nette Geschichtlein darunter. So war die erste menschliche Nahrung rote Erde. Nun hatte ein König einen schwächlichen Sohn, der diese nicht vertrug. Der Vater starb vor Kummer darüber und wurde in die Erde versenkt. Aus seinem Magen aber wuchs der Brotfruchtbaum, der dann eine bekömmlichere Nahrung lieferte. — Aus der bunten Sagenmenge seien hier nur folgende aus-